

Annette Sand

# Antonia auf Abwegen

agenda

Kleine Reihe Literatur | 1

Annette Sand

# Antonia auf Abwegen



agenda Verlag  
Münster  
2012

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 agenda Verlag GmbH & Co. KG  
Drubbel 4, D-48143 Münster  
Tel.: +49(0)251-799610, Fax: +49(0)251-799519  
[www.agenda.de](http://www.agenda.de), [info@agenda.de](mailto:info@agenda.de)

Layout, Satz & Umschlaggestaltung: Angelina Schmidt, Susann Christ  
Redaktion: Susann Christ  
Umschlagabbildung: Ulrike Romberg  
Druck & Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-468-8

*Neues schaffen heißt Widerstand leisten*

Stéphane Hessel



## Im Schattenkreis der Rebellion

„Rums!“ So fühlt es sich also an wieder einmal aus der vorgeschriebenen Bahn geschleudert zu werden.

Wie Planeten umkreisen mich die Gedanken. Eine winzige Veränderung in diesem Koordinatensystem bewirkt eine Verschiebung der Umlaufbahn und die Geradeausspur wird zu einem Nebengleis von vielen.

Als ich zusammen mit meiner Freundin die St. Georgs Kirche betrete, ist sie bereits bis fast auf den letzten Platz besetzt. Ein Schuljahr geht zu Ende und ich finde mich wieder im Abschiedsgottesdienst neben Eltern und Großeltern. Wie jedes Jahr haben die Schüler den Gottesdienst vorbereitet. Die anwesende Gemeinde schaut auf ihre erfolgreichen Töchter und Söhne, ihre ehemaligen Schüler und Schülerinnen. Ich komme mir verloren vor. Warum hatte ich mich von Solveig dazu überreden lassen, sie zu diesem von ihr mitgestalteten Gottesdienst zu begleiten? War es einfach nur Zufall oder der Versuch die innere Struktur meines Chaos zu begreifen?

Mein Blick schweift über das wuchtige Deckengewölbe, das wie ein riesiger Resonanzboden Worte und Lieder auf die Gemeinde zurückwirft. Vor dem Altar tragen die Schulabgänger ihre Fürbitten vor. Es ist die Rede von Lebenswegen, von Hoffnungen, von Schuld und von Vergebung.

Ich schaue durch die Reihen und sehe die erwartungsvollen Gesichter und denke an die zahlreichen unerfüllten Wünsche.

Immer geht es bei solchen Anlässen um die Hoffnung und um den Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Nicht selten kommt es aber ganz anders und ein Riss erscheint dann in der Biografie. Mir fällt mein Sohn Mark ein. Ich ertappe mich dabei, abzuwägen zwischen dem, was ist und dem, was sein soll.

Er wird dieses Jahr wohl wiederholen müssen. Nicht eine Stunde sei er pünktlich gewesen, hatte mir sein Physiklehrer erklärt, und wenn sich an seiner Arbeitshaltung nichts ändere, würde er von einer Versetzung dringend abraten. Das Dröhnen der mächtigen Orgel zieht mir in diesem Moment den Boden unter den Füßen weg. Ich erinnere mich an mein eigenes Schulversagen und befinde mich plötzlich in einer anderen Welt.

Es ist die Zeit der jungen Bundesrepublik, in der man im unerschütterlichen Glauben an Wirtschaftswunder und Vollbeschäftigung noch voll Zuversicht in die Zukunft schaute. Über der Bonner Republik schwebte der Geist von der Gnade der späten Geburt, als ich Ende der 60er Jahre als zweites Kind in diese hoffnungsvolle Zeit hineingeboren wurde.

Meine Eltern schulten mich 1973 an einer Grundschule in Rheinland-Pfalz ein. Aus dem österreichischen Burgenland gekommen, mussten sie sich zwischen den weit gestreckten Ebenen der Weinstockreihen und betongrauer Vorstadt am Rhein neu orientieren. Zu diesem Neubeginn gehörte das selbst verordnete Vergessen einer noch nicht so lang zurückliegenden national-ideologisch geprägten Jugend.



Kennengelernt hatten sich beide in Wien, als mein Vater gerade dabei war, sein Studium im Fach Chemie mit dem Doktor abzuschließen. Meine Mutter war für das Fach Medizin eingeschrieben, musste jedoch ihr Studium nach dem Physikum unterbrechen, da sie Anfang der 60er Jahre meine ältere Schwester erwartete.

Zur selben Zeit erhielt mein Vater eine Anstellung als Brandschutzbeauftragter bei Höchst. Später zog die Familie in eine Kleinstadt bei Mainz.

Die Grundschulzeit begann für mich mit einer Schultüte, einem großen beigefarbenen Radiergummi, einer kleinen grünen Plastiktafel mit Linien und einem Misstrauen gegenüber allem Fremden.

In der ersten Schulstunde lernten wir unsere Klassenlehrerin Frau Drumme kennen. Frau „Dumm“, wie sie bald von den Schülern genannt wurde, hatte einen treffsicheren Blick für „dumme“ Schüler. Mit den Worten: „Ab in die Sonderschul!“, katapultierte sie bereits in der ersten Stunde einen Jungen aus der Klasse. Als der kleine Kerl hilflos und verunsichert vor aller Augen seinen Lederranzen zusammenpacken musste, ergriff mich die Furcht, dass ich bald dran sein könnte.

Doch Frau Drumme gab mir noch eine Galgenfrist. Mit ihrer schwerfälligen Art und durch die dicke Hornbille hindurch bemerkte sie gleich, dass ich mit Lesen und Schreiben nicht viel anfangen konnte. Einige Kinder waren zu meiner Verwunderung schon in der Lage, ganze Wörter an die Tafel zu schreiben. Ich dagegen kannte gerade mal einige Buchstaben. Auch interessierte ich mich wenig für die Geheimnisse der Schönschrift und der Orthografie. Von da an hatte Frau Drumme es

sich zur Aufgabe gemacht mir das Leben mit etlichen Schönschreibaufgaben zur Hölle zu machen. Dabei nutzte ich meine Kreativität und entwickelte das Talent im Umdrehen von Wörtern: Aus „AUS“ wurde dann „SAU“, aus „ESEL“ „LESE“ usw. Das Pensum wurde daraufhin erhöht.

Kurz vor den Sommerferien sprach Frau Drumme über den Einsatz eines Füllfederhalters und verkündete mit freudiger Fistelstimme, dass wir gleich nach den Ferien lernen würden damit zu schreiben. Jeder sollte also ein solches Schreibgerät zum neuen Schuljahr mitbringen. Ich hatte diese Ankündigung absichtlich überhört. Tatsächlich tauchte ich nach den Ferien in der ersten Stunde als einzige ohne Füllfederhalter auf und wollte die Aufregung nicht so richtig verstehen.

Dieser harmlose Vorfall verselbstständigte sich zu einer verwirrenden Grotteske. Meine Eltern wurden offiziell über den Vorfall unterrichtet. Da wir nur zwei, drei Straßen von Frau Drumme entfernt wohnten, schien es meinem Vater angebracht zu sein, wahrscheinlich auf Drängen meiner Mutter, noch am selben Abend bei meiner Klassenlehrerin vorzusprechen. Mein Vater erzählte mir später, dass er versucht hatte, Frau Drummes Erregung über mich und mein ignoranten Verhalten im Wohnzimmer zu beschwichtigen. Die hitzige Debatte wurde abrupt von dicken Rauchschwaden beendet, die aus der Küche drangen: Frau Drumme hatte vergessen den Backofen abzustellen. Mein Vater verabschiedete sich daraufhin höflich.

Die Liste meiner schulischen Versäumnisse in diesem Jahr ließe sich ergänzen durch zahlreiche vergessene

Hausaufgaben, zerbrochene Stifte und Geodreiecke, verlorene Jacken, Schals sowie mehrere Turnbeutel.

Zu den schlimmsten Erinnerungen aus dieser Zeit zählen die Ereignisse aus dem Mathe-Unterricht. War es gegen Frau Drumme noch ein Kampf mit offenem Ausgang gewesen, so hatte ich bei der Mathelehrerin, dem Drachen, keine Chance. Ich fürchtete mich so sehr vor dieser Frau Gellert, dass ich, wenn sie den Raum betrat, anfang an meinen Fingernägeln zu knabbern. Dies störte meine Tischnachbarin dermaßen, dass sie sich bald weigerte, weiterhin neben mir zu sitzen. Ich zerkaute in dieser Zeit ganze Stifte. Für den Rest des Schuljahres wurde ich neben Peter gesetzt, einen schüchternen, blonden Jungen, mit dem ich mich später anfreundete.

Im Gegensatz zu Frau Drummes breit gebauter Statur war Frau Gellert eine drahtige Person mit stechenden Augen und langem, weißblondem Haar. Dieses trug sie jedoch nicht offen, sondern hatte es zu einem altmodischen Dutt toupiert.

In der dritten Klasse waren wir in den hunderter Zahlenraum längst vorgedrungen. Zu Beginn der Stunde mussten bestimmte Mal- bzw. Geteiltaufgaben im Eiltempo errechnet werden. Bei richtigem Ergebnis durfte man sich anschließend hinsetzen. Da mir das Verständnis für derartige Kopfrechenaufgaben völlig fehlte, versagte ich beinahe regelmäßig. Kaum wurde ich namentlich genannt, um etwa eine Malaufgabe wie  $8 \times 7$  zu lösen, war ich bereits schweißgebadet. Dann wirbelten in meinem Kopf die Zahlenreihen unsortiert durcheinander. Daraufhin beugte sich Frau Gellert, die das Resultat

nicht abwarten wollte, ihre spitze Nase auf mich gerichtet, pfeilschnell nach vorne und meinte scharf: „Sowas muss aber wie aus der Pistole geschossen kommen!“

Am Ende des dritten Jahres waren meine Eltern sich zusammen mit der Schule einig: Ich würde die Klasse wiederholen müssen. Meine Mutter bezeichnete mich als „einfach noch viel zu unreif“ und verzog dabei sorgenvoll die Stirn. Ich beschloss dieser Niederlage nicht allzu viel Bedeutung beizumessen. Für mich, Antonia Weißenbach, stand von nun an fest, dass ich der Welt der Erwachsenen den Kampf ansagen würde.

Meine Eltern führten eine freudlose Mittelstandsehe. Während mein pflichtbewusster Vater früh morgens zur Firma fuhr, war meine Mutter für die Arbeiten im Haushalt zuständig. Für die Verköstigung der Familie erhielt sie monatlich 1000 DM von meinem Vater. Selber war sie bescheiden und hatte sich an die Rolle der Hausfrau gewöhnt. Am Sonntag zum Frühstück wurde eine Schallplatte von Händel abgespielt und mittags gab es Schweinebraten mit Semmelknödel. Nach dem Essen erhob mein Vater sich regelmäßig vom Esstisch mit einem Glas Rotwein in der Hand und zog sich mit der Begründung zurück, er wolle der Hausfrau nicht im Wege stehen.

Zum bescheidenen Wohlstand meiner Eltern gehörte ein Einfamilienhaus mit Garten, ein Klavier und ein weißer Peugeot 405, mit dem die Familie einmal im Jahr in den Urlaub fuhr, meist nach Italien. Das Auto hatte mein Vater einem gewissen Herrn Kohl abgekauft, der seit 1965 das Land regierte.

Bevor mich der Name dieses Mannes näher beschäftigen sollte, ereilten uns die dramatischen Ereignisse des heißen Herbstes. Die aufkommenden revolutionären Ideen von Rudi Dutschkes 68er Bewegung wurden in meinem Elternhaus als eine politische Randnotiz wahrgenommen. Die Bedrohung kam von links und erschien in Gestalt der gerade entstandenen Baader-Meinhof-Bande. Wir hatten noch keinen Fernseher, also kannte ich die Furcht einflößenden Gesichter der Gruppe nur von den hinter Panzerglas eingelassenen schwarz-weißen Fahndungsfotos am örtlichen Postgebäude.

Über das wenig später angeschaffte Fernsehgerät in schwarz-weiß wachte meine Mutter, denn sie hatte die Bildungshoheit im Hause. Nicht mehr als eine Sendung pro Tag war erlaubt. Nicht selten wurde dieses Gebot jedoch unterlaufen. Innerlich beschloss ich, Ulrike Meinhof in den politischen Untergrund zu folgen, um diesen stark autoritären Strukturen zu entgehen. Bevor es soweit war, verbündete ich mich mit den Jungen aus der Nachbarschaft. Peter, mein stiller Tischnachbar, gehörte auch dazu. Wo immer eine Hütte aufgebaut werden sollte, war ich mit dabei. Meine Mutter beschwerte sich nun täglich über meine abgerissenen Anoraks, die verdächtig nach Lagerfeuer rochen, und über halb verschmorte Gummistiefel. Beim Zuckerrübenklauen wurde ich einmal vom Bauern erwischt und heftig ausgeschimpft. Zu Hause folgten dann erzieherische Maßnahmen, wie Zimmerarrest. Die Jungen aus dem Viertel akzeptierten mich mittlerweile als eine von ihnen und schätzten meine Risikobereitschaft. Beim Streifzug durch ein Schrottplatzgelände trat ich in einen rostigen Nagel, ohne daraufhin zu weinen. Dieses heldenhafte

Verhalten verschaffte mir bei Hanns Kopetzky, unserem Anführer, eine Menge Respekt. Der kleine Blonde mit den wachen blauen Augen und der zu groß geratenen schwarzen Lederjacke hatte nun besondere Aufgaben für mich. Hanns war jener Junge, den Frau Drumme damals so unsanft der Klasse verwiesen hatte.

Mit Hanns teilte ich den Hass auf die bürgerliche Gesellschaft, die in unserer Klasse vor allem durch fleißige, angepasste Mädchen verkörpert wurde. Vor dem nächsten Schulausflug, einer Wanderung durch den Hunsrück, nahm Hanns mich zur Seite: „Antonia, ich zähl auf dich! Du wirst einzelne Mädchen erschrecken und in den Wald schleppen.“ „OK!“ Ich war bereit. Der Wandertag kam und ich stellte mich den Zierlichsten unverhohlen in den Weg. Die Mädchen schrien auf, wenn ich sie unter den Armen packte und sie in das abseits gelegene Waldstück zog. Insgesamt hatte ich mir das einfacher vorgestellt, denn das Wegzerren in den Wald verlangte mir einiges an körperlicher Kraft ab. Mehr als zwei Mädchen schaffte ich nicht. Da erschien auch schon der zuständige Lehrer. Er konnte nicht verstehen, warum ich mich zu einem derartig dummen Jungensstreich hatte anstiften lassen. Glücklicherweise war er aber ein gutmütiger Mann, denn er behielt den Vorfall für sich, sodass meine Eltern nichts davon erfuhren.

Die Welt veränderte sich durch die Entführung von Hans Martin Schleyer. Täglich flimmerten dieselben Fernsehbilder von einem zermürbten Mann, der um seine Freilassung flehte, über die Kanäle von ARD und ZDF. Die zweite oder dritte Generation der RAF versuchte im Oktober 1977 mit der Entführung der

„Landshut“ die im Hochsicherheitstrakt von Stammheim einsitzenden RAF-Häftlinge Gudrun Ensslin, Andreas Baader, Brigitte Mohnhaupt und Ulrike Meinhof freizupressen. In der Familie waren wir uns darüber einig, dass die Geiseln von Mogadischu auf jeden Fall gerettet werden mussten. Als sich die Lage in Mogadischu dann zuspitzte, saßen wir am Wohnzimmertisch unter einer schummrigen Korblampe und spielten ein Gesellschaftsspiel. Dass Ulrike Meinhof Stunden später in der Zelle tot aufgefunden wurde, war tragisch, schien aber unvermeidlich.

Der Fortgang des Geiseldramas, der erfolgreiche Einsatz der GSG9 und der Tod der Inhaftierten lief durch die deutschen Wohnstuben wie ein Krimi, und Helmut Schmidt hatte sein politisches Überleben vorerst gesichert.

Jahre später, ich hatte es trotz mäßiger Leistungen aufs Gymnasium geschafft, wurde ausgerechnet von jenem Mann, der meinem Vater seinen alten Peugeot verkauft hatte, die geistig-moralische Wende ausgerufen. Der Tag nach der Bundestagswahl 1982 lastete mit bleierner Schwere auf mir, als ob mir jemand einen schlechten Witz erzählt hätte.

Die Niederlage der sozial-liberalen Koalition bestärkte mich darin, dem bestehenden System den Kampf anzusagen. Castanedas Buch *Eine andere Wirklichkeit* bestärkte meinen Wunsch nach Rebellion. Diesen teilte ich mit Hanns, dem Cowboy, wie er genannt wurde. Wenn er auf seinem Moped sitzend in schwarzbraun gestreiften Lederstiefeln ankam, wirkte er wie ein entflo-